

Altfrid Kassing

Osterglaube
als bedingungslose
Offenheit füreinander

Zwei biblische
Besinnungen¹

I. Osterglauben
in der menschlichen
Begegnung

»Darauf offenbarte sich Jesus wieder den Jüngern am See Tiberias. Er offenbarte sich aber so: Da waren beisammen Simon Petrus und Thomas, der Didymus genannt wird, die Söhne des Zebedäus und zwei andere von seinen Jüngern. Simon Petrus sagte zu ihnen: Ich gehe fischen. Sie sagten: Wir kommen mit dir. Sie gingen hinaus und stiegen in das Schiff, aber in jener Nacht fingen sie nichts. Als es schon Morgen wurde, stand Jesus am Ufer, aber die Jünger wußten nicht, daß es Jesus war. Da sagte Jesus zu ihnen: Kinder, habt ihr nicht etwas zu essen? Sie antworteten ihm: Nein. Er aber sprach zu ihnen: Werfet das Netz auf der rechten Seite des Schiffes aus, und ihr werdet einen Fang machen. Sie warfen es also aus, und sie vermochten es vor der Menge der Fische nicht mehr zu ziehen. Da sagte jener Jünger, den Jesus liebte, zu Petrus: Es ist der Herr.« – Und später, einige Zeilen weiter, heißt es: »Keiner der Jünger wagte es, ihn auszufragen: Wer bist du? Denn sie wußten, daß es der Herr war« (Jo 21, 1–7 und 12).

Es ist klar, daß wir hier nicht den ganzen Osterglauben des Neuen Testaments, seiner schriftlichen Zeugnisse, auslegen können.² Und nicht einmal diese kleine Geschichte am Ende des Johannesevangeliums können wir vollständig auslegen. Ich möchte unter einem Gesichtspunkt diesen Text ein wenig befragen und darüber nachzudenken suchen – unter dem Gesichtspunkt des Osterglaubens außerhalb aller Sakralität, unter dem Gesichtspunkt also des Osterglaubens in der Welt, wie sie ist, ohne jeden eigens für Glauben ausgesparten Raum. Das scheint mir etwas von all dem zu sein, was in diese Geschichte in der Weise des vierten Evangeliums hineinverdichtet ist.

Rasch ein paar Züge von Auslegung unter diesem Gesichtspunkt. Die Geschichte spielt sich ab nach dem Tod Jesu. Dieser Tod hat mit einer gewaltsamen Auseinandersetzung in der Hochburg der jüdischen Religion, in Jerusalem, das Ende alles Bisherigen gesetzt, was die Männer, von denen hier geredet wird, mit Jesus von Nazareth, so wie sie ja erzählen, erlebt haben. Inzwischen sind sie (an manchen Stellen der Evangelien heißt es: auf Weisung) heimgegangen dorthin, woher sie ge-

¹ Diese beiden biblischen Besinnungen wurden am 5. und 6. September 1968 auf dem Essener Katholikentag gehalten. Nachdem sie auf Wunsch der Veranstalter für die Veröffentlichung eingesandt und gesetzt worden waren, fanden sie schließlich im Dokumentationsband des Katholikentages aus Platzgründen keine Aufnahme. So erscheinen sie hier mit einer kleinen Verspätung.

² Vgl. zu dieser Besinnung das eben im Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz, erschienene Buch des gleichen Verfassers: *Auferstanden für uns. Eine Auslegung der neutestamentlichen Osterbotschaft*, vor allem 120 ff und 164 ff.

kommen waren, und alles war vorüber. Sie tun wieder, was sie vorher taten, ehe sie diesen Jesus von Nazareth kennenlernten. Sie sind ins normale, man könnte sagen ›profane‹ Leben zurückgekehrt – in diesem offenen Tal des Sees Tiberias, das so gar nichts besonderes Religiöses hat, sondern etwas ganz allgemein Menschliches und Weltliches ausstrahlt. Dort erzählen sie nun eine Begegnung mit dem neuen, auf neue Weise lebendigen Christus des Glaubens. Sie erfahren ihn nun in einer anderen Gestalt.

Irgendeine
menschliche Situation

Es gibt keine besonderen Vorzeichen für diese Begegnung. Irgend jemand, so wird erzählt, steht am Ufer und tritt von dort an sie heran. Es gibt keinerlei Erkennbarkeit, nichts – eine der üblichen, alle Tage und jede Sekunde in unserer Welt geschehenden Begegnungen unter irgendwelchen Menschen. Es ist *irgendeine* menschliche Situation. Man könnte höchstens von dem besonderen Vorzeichen der Mühsal, ja der Hoffnungslosigkeit sprechen, das in dem kleinen Zug der Geschichte liegt, daß sie die ganze Nacht sich mühten und nichts gefangen hatten. Es ist irgendeine menschliche Situation und damit natürlich: *jede* menschliche Situation. In ihr begegnet ihnen, den Jüngern, der Gekreuzigte neu als irgendein anderer. Erst wissen sie es nicht – zu sehen war es nicht. Dann lassen sie sich auf diesen anderen – seltsam genug – ein, sehr weitgehend sogar, und dann wissen sie es. Aber sehen konnte man es immer noch nicht, erzählt die Geschichte: Niemand wagte es, ihn auszufragen, diesen anderen, wer er sei, weil sie in ihrem erwachenden und erwachten Osterglauben wußten, daß er es war.

In anderer
Gestalt

Der Christus des Osterglaubens, der Christus der Mitte unseres Glaubens, begegnet in neuer Leiblichkeit in dem, was zwischen irgendwelchen Menschen geschieht. Und die Situation jener Geschichte ist so allgemein, weil *jede* zwischenmenschliche Situation gemeint ist – für jeden Leser, Hörer und Bedenker des Wortes also: *jede unsere* Situation. Die Menschen, die früher einmal mit diesem Jesus von Nazareth ein- und ausgingen in seiner einmaligen geschichtlichen Gestalt, Sprache, seinem menschlichen Gehaben, sie erzählen, daß sie ihn nun neu zu erwarten anfangen und wirklich finden in anderer Gestalt, in der unberechenbaren Gestalt des anderen. Vielleicht könnten wir drei Züge besonders bedenken: Er wird nun erwartet, verkünden sie mit ihrem Osterglauben, in menschlicher, allgemein menschlicher Gestalt. Er wird erwartet ohne jede Voraussetzung, die Situationen und Menschen einschränken und bestimmen könnte. Ja, er wird erwartet als der, der anders ist, als man erwartet.

In menschlicher Gestalt. Man kann sich also nur, auf der Suche nach diesem Christus des Osterglaubens, an

menschliche Gestalt halten, an die Menschen. Es gibt keine Aussagen des frühen Osterglaubens, die uns nicht hineinverwiesen in das, was unter Menschen geschieht. Alles Tun der Christussuche dieses Osterglaubens richtet sich auf Menschen und Menschliches. Auch alles religiöse Tun ist nun seit Ostern nur dann noch Glaubenstun, wenn in dem besonderen Religiösen als das eigentümliche Besondere des Glaubens das gesucht wird, was im Zueinander der Menschen geschieht, nie aber in einer so oder so gedachten oder gesuchten Zuwendung zu Gott an irgendeinem Menschen vorbei. Jede menschliche Begegnung bringt für diesen Glauben das mögliche Ereignis: Es ist der Herr. Für den Christen des Osterglaubens ist der Ort seiner Religion all das, was unter Menschen geschieht. Und so ist Ostern wirklich der Überschritt ins Ganze – ins Ganze aller Menschheit und Menschlichkeit Gottes. Glaube an den Auferstandenen kann nur so mit ihm rechnen und sich auf ihn einlassen.

In der Einlassung
auf Begegnung

Und das ist nun völlig voraussetzungslos. Jeder andere kann es jetzt sein. Es ist nicht erzwingbar, es geschieht nie automatisch, sondern nur da, wo man sich einläßt und damit selbst da ist vor dem Selbst des anderen. Aber es ist immer damit zu rechnen, in jeglicher Situation ist es möglich. Es gibt keine Einteilungen, keine Abgrenzungen, keine Beschränkung auf Zugehörige. Es gilt für die Menschlichkeit und das, was unter Menschen geschieht, in jeder Rasse und jedem Volk, es gibt keine Abgrenzung dieser Christusbegegnung weder nach Kirche noch nach Konfession, weder nach Stand noch nach Partei, weder nach Alter noch nach Geschlecht. Das Gesicht jedes Menschen, das unsere glaubenden Augen sehen, kann das jeweils jetzige Gesicht dieses auferstandenen Christus des Glaubens sein. Und deswegen ist diese Geschichte so eigentümlich verfließend in ihren Auskünften. Deswegen bleibt uns nichts als das offene Rechnen des glaubenden Herzens mit ihm und die Gewißheit: vorweg zu erkennen ist er an gar nichts. Er ist der andere Mensch überall da, wo es den für uns gibt. So wird auch wohl deutlich, daß dieser Osterglaube die Erfüllung jenes Evangeliums von der praktischen Identität von Gottes- und Nächstenliebe ist. Der Gott, an den wir in Christus glauben und den wir in Christus suchen, ist nur zu erreichen, wenn wir ihn zu lieben suchen, indem wir einander lieben.

In der
Belastungsprobe
der Zumutung

Und noch schärfer: Dieser Christus begegnet nach jener Geschichte (und auch nach anderen Geschichten, die wir im Neuen Testament finden) gerade in der Belastungsprobe der Zumutung. Dieser Christus des Glaubens, des Osterglaubens, kommt auf uns zu als eine Zumutung; er begegnet als der, der unseren Erwartungen widerspricht. Was, um nur im Ablauf jener Geschichte zu

sprechen, der Mann am Ufer den Jüngern da sagt, war zunächst einmal eine unsinnige Zumutung. Sie hatten die ganze Nacht, wird erzählt, gefischt, und sie wußten als Fachleute, daß die beste Zeit des Fischens vorüber war. Der Christus dieses Osterglaubens ist möglicherweise für uns gerade immer der, der nicht das sagt oder tut, was *ich* schon sagte, dachte oder wollte. Der Christus dieses Osterglaubens ist der ganz und gar unhandliche Nächste. Keine Bedingung ist benennbar, nur die eine, die das vierte Evangelium die ›Liebe aus Gott‹ nennen würde, die wir in der Beobachtung jener Geschichte die ›Einlassung‹ auf den anderen nennen könnten, im Rechnen mit dem Gottesereignis, das dann geschehen kann.

Mitten
in der Welt

Von hier aus also würde der Osterglaube mit dem Christus mitten in der Welt rechnen. Da gibt es kein auffälliges Fanal. Da geht es nicht um einen Kirchturm, der sich in der andersartigen Welt aufrichtet. Da geht es nicht um ein Abzeichen, das den Menschen als zugehörig erweist und deswegen als annehmbar. Es gibt keine Andersartigkeit, in der nicht dieses Angebot an den Glauben enthalten wäre, keine Auswahl der Plätze, an die man geht oder nicht geht, wenn man diesen sucht, mit dem man da rechnet, keine Einteilung der Menschen, auf die man sich einläßt oder nicht.

›Mitten in der Welt‹ ist also nicht etwas, was ›in‹ der übrigen Welt ›steht‹, sondern eine Glaubenswirklichkeit, die in das ganze Gesicht der Welt eingeht, die danach strebt, das Gesicht dieser ganzen menschlichen Welt anzunehmen. Wir sind erst dann Christen mitten in der Welt, wenn wir das ganze menschliche Gesicht der Welt angenommen haben. Immer, wo wir das nicht tun, werden wir riskieren, den Christus unseres Glaubens zu verfehlen. Osterglaube muß wohl bezeichnet werden – unter anderem – als die größte menschenmögliche Voraussetzungslosigkeit *füreinander*.

Der Sohn Gottes ist für uns gestorben, sagt unser Evangelium. Seitdem ist das Erbe Gottes, die Lebenswirklichkeit Gottes, auf uns übergegangen – überall da, wo wir in seinem Sinn anfangen, füreinander lebendig zu sein. Ob wir damit rechnen, uns darauf einlassen, kann nicht mehr theoretisch bedacht werden.

II. Selbständigkeit
des mündigen
Christen

»Während der Zeit, da der Erbe unmündig ist, unterscheidet er sich in nichts vom Knecht, obwohl er Herr ist von allem. Vielmehr ist er unter Vormündern und Hausverwaltern bis zu der vom Vater bestimmten Zeit. So auch wir: Als wir unmündig waren, waren wir unter die Elemente der Welt verknechtet. Als aber die Fülle

der Zeit kam, sandte Gott seinen Sohn aus, geworden aus dem Weib, geworden unter dem Gesetz, damit er die unter dem Gesetz loskaufe, damit wir die Sohnschaft annähmen. Da ihr aber Söhne seid, sandte Gott den Geist seines Sohnes aus in unsere Herzen, der da ausruft: Abba, Vater. Also bist du nicht mehr Knecht, sondern Sohn. Wenn aber Sohn, dann auch Erbe durch Gott« (Gal 4, 1–7).

Kurz einiges zur Auslegung. Wir haben es im Galaterbrief zu tun mit der Auseinandersetzung zwischen dem Glauben an Gesetz und dem Glauben an ein Leben aus dem Geist, zwischen dem Glauben an ein Heil durch Sollerfüllung und an ein Heil durch die glaubende Annahme des Geschenkes Gottes, das durch keine eigene Leistung in Sollerfüllung gewonnen werden kann. Das Evangelium des Paulus wie aller übrigen ist eindeutig: Erlöst sind und werden wir allein durch den Tod Jesu für uns. Das Heilsprinzip, das uns rettet, ist nicht die eigene Leistung und Sollerfüllung, sondern der Glaube.

Auf diesem Hintergrund entwickelt Paulus das Bild, dem wir im eben gelesenen Text begegneten, um daran seine Auffassung über die Selbständigkeit des mündigen Christen in dieser Welt zu erläutern. Er stellt gegenüber: Der Sklave bleibt sein Leben lang unter dem Prinzip der Sollerfüllung, in dem ihm in den Materialitäten vorgeschrieben wird, was er zu tun hat und was nicht, was er in die Hand nehmen darf und was nicht. Der Erbe, das Kind des Hauses, Sohn und Tochter des Vaters, sind in einer anderen Situation, sobald der Tag ihrer Mündigkeit, sobald der Tag der Annahme an Sohnes Statt gekommen ist – und der ist für uns gekommen mit dem Evangelium und seiner Annahme. Mit diesem Tag sind wir in Jesus Christus, der für uns gestorben und auferstanden ist, als mündige Erben Gottes eingesetzt. Das Bild von der Gotteskindschaft redet also in gar keiner Weise (mag es noch so lange in einer seltsamen Spiritualität so verzeichnet worden sein!) von unserer Kindlichkeit, sondern ganz im Gegenteil von unserer ausgewachsenen Mündigkeit. Es meint, daß Gott seine Sache uns als Erben überantwortet hat, so daß wir sie nur noch leben können, indem wir sie als unsere eigene Sache annehmen und handhaben.

Diese Klärung des Paulus gilt nicht nur gegen jedes jüdische Gesetz, jede jüdische Vorschrift, sondern gilt grundsätzlich gegen jegliche Beobachtung von Gesetzlichkeit überhaupt, weil das entscheidende Argument des Paulus dagegen gilt, das Argument der Mitte des Evangeliums: Einzig und allein durch die von Gott in Tod und Auferstehung Jesu Christi uns mitgeteilte Sohnschaft und Tochterschaft können wir heil werden. Und so gilt die Auffassung des Paulus gegenüber jeglichem Versuch, in

Mündige Erben
Gottes

Gegen versklavende
Gesetzlichkeit

den Materialitäten dieser Welt zu fixieren, was unsere (weil Gottes) Sache sei und was nicht. In Raum, in Zeit, in Ding und Sache, im Pensum, in all dem, was Paulus die »Elemente dieser Welt« nennt, dient sowohl der Jude wie der Heide, der in irgendeiner Weise solchem Götzendienst unterworfen ist, wie ein Sklave, nicht aber der Christ, der aus all dem herausbefreit ist durch das Evangelium der Sohnschaft und Tochterschaft. Und das heißt ja nichts anderes, als daß wir dazu erlöst sind, Menschen zu sein und nicht in sachlichen Elementen programmierte Roboter. Wir haben das Erbe Gottes angetreten oder nicht, das ist eine Frage an die Bereitschaft unseres Glaubens.

Über diese Auffassung des Paulus, die er in keiner Weise als eine beliebig diskutierbare versteht, sondern als Mitte des Evangeliums, und für die er mit der ganzen Verbindlichkeit seiner apostolischen Sendung eintritt, wäre also wohl auf heutige Weise nachzudenken.

Das Erbe Gottes
antreten

Wir haben als Glaubende, indem wir den Geist Jesu Christi als Prinzip unseres Lebens glaubend übernommen haben, das Erbe Gottes angetreten. Das heißt, so scheint doch wohl, als erstes einmal, daß Gott die Sache nicht mehr macht – daß sie nur noch geschieht, insofern *wir* sie machen. Sonst bliebe das Erbe, das Gott weitergeben wollte und weitergegeben hat, nach diesem Glauben liegen. Es geht da nicht um die Diskussion, ob Gott tot ist oder nicht, es geht um die Interpretation des Gottesglaubens und Christusglaubens des Paulus, was es bedeutet, daß der lebendige Gott seine Sache uns als Erbschaft übergeben hat, nachdem derjenige, der diese seine Sache in voller Eindeutigkeit und Vollständigkeit in die Welt brachte, der Sohn, gestorben und auf neue Weise beim Vater und unter uns auferstanden ist. Die Sache Gottes geht nur weiter durch diejenigen, die glaubend diese Sache als ihr Erbe übernommen haben. *Wir* haben es also zu machen.

Verfügen über die
Elemente dieser Welt

Und zwar nicht so, daß wir in der Welt das Gesetz Gottes aufsuchen könnten, hineingelegt in die Materialitäten dieser Welt, sondern nur so, daß wir wie Gott mit dieser Welt umzugehen haben, wenn wir das Erbe, das unserem Glauben angeboten ist, nicht verweigern wollen. Wenn wir wirklich als ausgewachsene Söhne und Töchter die Sache des Vaters übernommen und zu übernehmen haben, dann leben wir in den Elementen dieser Welt nicht als die durch sie Verfügten, sondern ganz und gar als die aus Gott über sie Verfügenden. Denn nicht das Erbe dieser Welt haben wir angetreten, heißt es, sondern das Erbe Gottes. Die Sache Gottes ist unserem Glauben übergeben. Der Erbe übernimmt nicht eine materielle Erbschaft, sondern die lebendige Sache des Gesetzgebers und Gestalters, des Verfügenden über das Ganze selbst.

Wenn wir das Gebet des Herrn beten, daß sein Reich komme, daß sein Wille geschehe, Reich und Wille dieses Gottes, dann kann das im Sinne dieses Glaubens nur ein Hineinbeten sein in unsere Bereitschaft, daß es *durch uns geschehe* in unserem Tun, in der Art und Weise, in der wir jegliches Gesetz dieser Natur, jegliches Element dieser Welt in unsere glaubende Hand nehmen, um damit nach dem Geist Jesu Christi umzugehen. Gott tut nichts mehr – für diesen Glauben – am Kommen seines Reiches, als in denen, die das glauben. Gott wirkt nicht in den Zwischenräumen zwischen uns, sondern in dem, was wir tun. So meint es der Glaube von der Sohnschaft und Tochterschaft der Christen, von den ›Erwachsenen Gottes‹, die wir in der Welt sein sollen.

Prinzip unseres
Handelns

Es läuft also alles auf die Frage hinaus, worin denn die Eindeutigkeit eines solchen Handelns, nicht gemäß einem aus Natur und Weltelementen abgelesenen Gesetz Gottes, sondern gemäß Gott selbst, aus seinem Geist, liegen, beredet, glaubend gefunden oder wenigstens gesucht werden mag. Für Paulus ist klar: Das Prinzip unseres Handelns ist nicht ein Gesetz *über* uns, sondern der Geist Gottes durch Jesus Christus *in* uns. Es gibt zur Entscheidung für oder gegen Gott keine Auswahl in den materiellen Elementen dieser Welt selbst, sondern allein die Unterscheidung des Geistes, in dem mit dieser Welt und jeglicher ihrer Möglichkeiten umgegangen wird. Das heißt in keiner Weise, daß der Zweck die Mittel heilige. Es heißt aber wohl, daß dem Geist Gottes, aus dem glaubend zu handeln wir versuchen sollen, alle Mittel in aller Freiheit unterworfen sind.

Was diesem Geist Gottes entspricht oder widerspricht, das kann nur abgelesen werden am Evangelium Jesu Christi, am Geist dieses Jesus Christus, um den es geht. Denn dieser Geist ist in gar keiner Weise der Geist der Willkür, zu tun, was einem beliebt, sondern im Gegenteil, wie Paulus geradezu sagt, der Geist, in dem man *nicht tut, was man will* (solange man sich der eigenen Selbstsucht und Neigung überläßt), der Geist also, in dem man frei wird, aber eben: selbst frei wird als erwachsener Mensch Gottes das zu tun, was dieses Gottes ist.

In der Liebe
einander dienen

Und dafür hat Paulus nun sehr schlichte Namen: Dienet in der Liebe einander. Das Charakteristikum dieses Geistes ist das Verhalten füreinander und aufeinander zu. Jegliches frühere Gesetz war eine hölzerne, inzwischen zu hölzern gewordene Hilfestellung auf das Leben aus diesem Geist zu. Wer im Geist Jesu Christi lebt, der steht wie er – und jede Seite des Evangeliums gibt ihm dafür Zeugnis – in jeder Situation vor dem lebendigen Gott, den er am ehesten berührt in seinem lebendigen Geschöpf, der Person des Menschen. Der Respekt davor, der Wille darauf hin, dafür dazusein, ist die praktische

Identität von Gottesliebe und Nächstenliebe, die für Paulus ein und dieselbe Verwirklichung sind.

Die Entscheidung für diejenigen, die das Erbe Gottes wirklich antreten und nicht zurückstoßen, fällt also nicht in der Greifbarkeit materieller Gesetze dieser Welt oder Natur oder wie immer wir sie nennen mögen. Die Entscheidung fällt in ihrer glaubenden Bereitschaft, in ihrem glaubenden Wagnis, zu dem der Gott des Evangeliums sie eingeladen hat mit der Überantwortung des Erbes, wie sie die Dinge der Welt in die Hand nehmen wollen – wollen, indem sie sich dem Wollen Gottes anzuschließen versuchen, das ihnen nicht als Gesetz übermittelt ist, sondern als lebendiger Geist. Die Eindeutigkeit kann also nur gefunden werden im lebendigen Gespräch der Gemeinschaft des Glaubens, in dem der Geist am Werk ist und der Geist miteinander ausgetauscht wird. In diesem Geist kann niemand sagen: Ich meine so, darum soll es so sein. Sondern in diesem Geist kann jeder nur reden, indem er sich auf den gemeinsamen Herrn und sein Evangelium bezieht, in dem er freizulegen, zu verdeutlichen versucht, wie er denn begreift, wozu wir befreit sind: Gott gemäß alle Möglichkeiten dieser Welt in die Hand zu nehmen.

Füreinander dasein

Der Dienst füreinander muß jeweils ausgewiesen werden. Er ist keine Sache der Stimmung oder schöner Vokabeln, sondern eben eine Sache dessen, was man einander tut und einander antut. Es ist nicht über das zu sprechen, was erlaubt oder verboten ist – Paulus lehnt es ab, so zu argumentieren (an manchen Stellen seiner Weisung) –, sondern es ist darüber zu sprechen, wie man füreinander da ist. In dem Maße, in dem man beginnt, so zu denken und zu leben, hält man sich an das einzige Prinzip, das für die Erben Gottes in der Welt noch gilt, an den Geist Gottes, der durch den Sohn uns geschenkt ist und uns alle zu Söhnen und Töchtern macht.

Stephanus Pfürtnner

Das Zeugnis des Gewissens in Kirche und Welt*

»Ich glaube ich habe Ursache, von dem Urteil der Welt, dem ich diese Blätter überliefere, eine so gute Meinung zu fassen, daß diejenige Freiheit, die ich mir herausnehme, großen Männern zu widersprechen, mir vor (für)

* Der Beitrag geht auf einen Vortrag zurück, der in Lübeck zum 25. Jahrestag der Hinrichtung der vier Geistlichen dieser Stadt, der katholischen Kapläne Johannes Prassek, Hermann Lange, Eduard Müller und des lutherischen Pastors Karl Friedrich Stellbrink, am 11. November 1968 gehalten wurde. Näheres über die damaligen Vorgänge siehe bei E. PELKE, *Der Lübecker Christenprozeß 1943*, Mainz 1961.